



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

lange hier in Eichhausen, weil er weiß, daß die Herrschaft nicht in seiner Familie bleiben kann, und das nagt an ihm. Das arme gnädige Fräulein muß es entgelten, daß sie kein Sohn ist, und sie kann doch wahrhaftig nichts dafür, das arme Ding! Aber so gehts in der Welt. Was der Mensch nicht hat, das will er haben, und was er hat, das weiß er nicht zu schätzen. Mir wahrhaftig sollt's gleich sein, was nach meinem Tode würde, vorausgesetzt, daß die Kinder versorgt wären. Und versorgt wahrhaftig sind das gnädige Fräulein, das wollte ich meinen. Aber vornehme Leute sind anders als wir, lieber Herr, und haben ihre eignen Grillen. Der Herr Baron habens nie verwinden können und werdens nie verwinden, daß sie keinen Sohn und Erben haben. Es ist der gnädigen Frau ihr Tod gewesen, so sehr hat sie sich darüber gegrämt. Wissen Sie, wie der Herr Baron einmal sind, ein vortrefflicher Herr, der das beste Herz von der Welt hat, aber man merkt's ihm nicht an, wenn man ihn nicht lange kennt, wie ich ihn gekannt habe. Nicht daß er die Frau Baronin schlecht behandelt hätte! Bewahre Gott! Stets die feinste Höflichkeit und Hochachtung. Aber die Frau Baronin merkte es ihm doch an, und es hat ihr das Herz gebrochen. Die Herzen sind verschieden, Herr Eschenburg, das eine ist so, das andre wieder anders. Manche Frau wäre glücklich gewesen, wenn sie es so gut gehabt hätte wie die Frau Baronin. Ach, du großer Gott, ja! Aber sie konnte es nicht. Sie war wie eine feine Rose und viel zu empfindlich, sie härmte sich im stillen, und alle Höflichkeit des Herrn Baron konnte ihre Backen nicht rot machen. So welkte sie denn hin, wie eine Blume, der die Sonne fehlt.

Die gute Frau Beyling drückte einen Zipfel ihrer Küchenschürze an die Augen und wollte dann in einem Thema fortfahren, welches offenbar zu ihren Lieblingsgegenständen gehörte. Aber der fremde Maler, welcher aus freundlicher Nachgiebigkeit bis jetzt zugehört hatte, glaubte nunmehr genug von den Angelegenheiten der Familie zu Schloß Eichhausen gehört zu haben. Er zog seine Uhr, bemerkte, daß die Mittagsstunde herangerückt sein müsse, und zog sich mit einer scherzhaften Ermahnung hinsichtlich der von ihr selbst gelobten Kochkunst der Frau Wirtin zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Von den Neudrucken deutscher Literaturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, die bei Niemeyer in Halle erscheinen, enthält das 34. und 35. Heft Friedrich Dedekinds *Grobianus*, verdeutschte von Kaspar Scheidt, in einem Abdruck der ersten Ausgabe von 1551.

Der *Grobianus* giebt ein in seinen Einzelheiten offenbar dem Leben entnommenes, in seiner Häufung und Zusammenfassung freilich stark übertriebenes und verzerrtes Bild der Roheit und Unfläterei, die im 16. Jahrhundert allmählich eingerissen war und die wir u. a. aus den gleichzeitigen Selbstbiographien des Ritters Hans von Schweinichen oder der beiden Platter zum Teil kennen. Der Zweck Dedekinds war, den *Grobianen*, die schon Brant in seinem *Narrenschiff* verspottet hatte, ein Spiegelbild vorzuhalten. Welchen Anklang die Dichtung fand,

beweist die Thatsache, daß nicht weniger als 26 Ausgaben und eine große Anzahl von Übersetzungen und Umdichtungen der letztern erschienen sind; die letzte ist die 1708 unter dem Titel „Der unhöfliche Monsieur Klog“ erschienene, die in Alexandrinern geschrieben ist. Ja wenn den Verfasser dieser Zeilen sein Gedächtnis nicht trügt, so muß selbst eine in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts erschienene Tischzucht für Kinder in vielen Einzelheiten noch auf den alten Grobianus zurückgehen, und es läßt sich nicht leugnen, daß in gewissem Sinne auch der Mensch unsrer Tage Dedekinds Buch nicht ohne Nutzen lesen wird.

Zu bedauern ist, daß der Plan der Niemeyserschen Sammlung dem Herausgeber gebot, sich in der Einleitung auf einen kurzen Überblick der geschichtlichen Entwicklung des Stoffes und auf eine bibliographische Übersicht der verschiedenen Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen zu beschränken. Der kulturhistorisch so reichhaltige und interessante Stoff würde das Buch auch für den Laien zu einer erwünschten Lektüre machen, wenn ihm sprachliche und sachliche Erläuterungen das Verständnis erleichterten. Eine Herausgabe nach Art der Brockhaus'schen Sammlungen würde gerade für dieses Heft geeignet gewesen sein.

Aus den Memoiren einer Fürstentochter. Von Robert Waldmüller (Ed. Duboc). Mit einem Holzschnittporträt. Dresden, C. C. Meinhold und Söhne, (1882).

Die Fürstentochter, um deren Memoiren sich in diesem Buche handelt, ist die Prinzessin Amalie von Sachsen, die Schwester des Königs Johann, welche sich als Verfasserin einer Reihe von Schau- und Lustspielen einen guten Namen gemacht hat. Freilich findet man in dem Buche nicht, was der Titel Memoiren erwarten läßt. Es sind die Tagebücher der Prinzessin, aus denen uns hier Bruchstücke und Auszüge mitgeteilt werden; diese umfassen einen langen Zeitraum, von 1794 bis zu ihrem Tode im Jahre 1870. Den breitesten Raum in den Veröffentlichungen nehmen die früheren Jahre und dann die verschiedenen Reisen ein, welche die Prinzessin nach Italien und nach Spanien zum Besuche ihrer Geschwister gemacht hat. Kindheits- und Jugenderinnerungen pflegen den Menschen ja stets am meisten zu fesseln — wie sollte das nicht hier der Fall sein, wo ein mächtiges Stück Weltgeschichte den bewegten Hintergrund bildet, wo Flucht, Rückkehr und neue Verbannung in schnellem Wechsel aufeinander folgen. Von den Reisen ist die anziehendste die nach Spanien in den Jahren 1824 und 1825. Dort besuchte die Prinzessin mit ihrem Vater, dem Prinzen Max, ihre an den König Ferdinand verheiratete Schwester Josepha. Hier bringt die im ganzen sehr am äußerlichen haftende Schilderung manches Interessante, und durch die dazwischen eingefügten Bruchstücke der Korrespondenz zwischen den Schwestern öffnet sich uns auch ein Blick in die herzlichen Beziehungen der Familienmitglieder untereinander. Nicht ohne Wehmut sieht man die zarte, liebebedürftige Josepha an der Seite eines bei aller scheinbaren Gutmütigkeit doch gemütsrohen Gemahls. In die eigne Seelenentwicklung der Prinzessin erhalten wir durch die „Memoiren“ keinen nähern Einblick, und so kommt es, daß, während nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge eine derartige Veröffentlichung zu einer kurzen Lebensskizze die weitere Ausführung, die Füllung des Gerippes mit Fleisch und Blut giebt, in diesem Falle am Schluß eine kurze Lebensskizze notwendig wird, um aus den vielen trümmerartigen und äußerlichen Mitteilungen wenigstens ein einigermaßen festes Bild herauszugestalten. Der Herausgeber hat daher dem Buche die Skizze beigelegt, die er schon der von ihm besorgten Gesamtausgabe der dramatischen Schriften der Prinzessin beigegeben hat.

Die meiste Teilnahme wird das Buch jedenfalls bei denen finden, die durch persönliche Erinnerung an das alte Dresden und an die ältern Generationen des sächsischen Königshauses gefesselt sind. Das letzte tritt in einer durchaus erfreulichen Gestalt entgegen, zuvörderst der Kunst und Geselligkeit so schön pflegende Familienkreis des Prinzen Max und im Hintergrunde der in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit hochachtbare König Friedrich August; dem alten Dresden aber widmet der Herausgeber in einem der Einleitung folgenden, „Zur Orientirung“ überschriebenen Abschnitt etwa dreißig Seiten, auf denen er uns mit den örtlichen Dingen und Menschen der damaligen sächsischen Residenz in ansprechender Weise bekannt macht.

Nachträglich, nachdem die kleine Auseinandersetzung über frug und fragte auf S. 21 dieses Heftes bereits gedruckt ist, erhalten wir Kenntnis davon, daß das Sonett von B. Lang in Nr. 51 der Grenzboten nicht bloß ein Gegen-sonett, das in der Berliner Post, sondern eine ganze Flut von Sonetten nach sich gezogen hat, die dem von Lang teils zustimmen, teils widersprechen. Wir teilen im nachfolgenden die beiden hübschesten mit, zwei der erstern Kategorie, die sich beide gegen das Sonett des Herrn v. C. kehren. Franz Raab in Wien schreibt:

Möcht' einem schier doch umdrehn sich der Magen!
 Als gäb's in Deutschland nicht des Streits genug,
 Zankt man sich ab, ob's fragte heißt, ob frug!
 Seid nicht zu faul, die Sprachlehr' aufzuschlagen!
 Da steht: Zeitwörter giebt's gar viel auf agen,
 Doch zwei nur beugen stark: trägst, trug, schlägst, schlug;
 Die andern alle — merkt's und werdet klug! —
 Nur schwach, wie sagen, klagen, wagen, nagen.
 Spricht denn gefragen irgend ein Vernünftger?
 Nein, jeder nur gefragt! So folgt der Schluß:
 Auch fragen zählt zum schwachen Verbgeschlechte.
 Drum: fragte! lehrt ein Meister euch, ein zünftger,
 Frug ist ein Frag, der allem zum Verdruß
 Emanzipirt der Starkheit sich erfrechte.

Das andre, v. Gr. unterzeichnete Sonett lautet:

Seid ihr Quartaner? möcht' ich lächelnd fragen;
 Kennt Ihr der eignen Sprache Formen nicht?
 Wer so geläufig in Sonetten spricht,
 Weiß nicht einmal im Lehrbuch nachzuschlagen?
 Laßt vom Präzeptor euch die Regel sagen
 Und seht dann dem Perfektum in's Gesicht,
 So geht sofort euch auf im hellsten Licht
 Der Unterschied von fragen und von schlagen!
 Denn wo sich das Perfektum schließt mit t,
 Schmiegt sich dem Imperfektum an ein e,
 Drum heißt's ich fragte, weil es heißt gefragt.
 Doch endet das Perfekt auf en — o Dual!
 So schwankt im Imperfekt der Stammvokal:
 Ich schlug — ihr seid geschlagen! — — nicht geschlagt!

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
 Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Meuditz-Leipzig.